

NZZ am Sonntag

Polizistenmord von Dallas

Die USA müssen sich endlich der Rassismusdebatte stellen

Amerika steht unter Schock. Dass Polizisten beim Ausüben ihres Berufs getötet werden, kommt leider immer wieder vor. Insbesondere in Gliedstaaten wie Texas, die laxe Waffengesetze kennen und folglich viele bewaffnete Bürger in ihrer Mitte haben. Dass aber ein Schwarzer gezielt weisse Polizisten ins Visier nimmt und exekutiert, wie nun in Dallas geschehen, das ist eine neue Dimension des Hasses. Spiegelbild davon ist jene Gewalt, die schwarze US-Bürger vonseiten der Polizei erfahren. Es ist eine tragische Ironie der Geschichte: Ausgerechnet unter dem ersten schwarzen Präsidenten scheint sich das Rassenproblem der USA wieder verschärft zu haben. Das ist zwar nicht Obamas Schuld, dafür sind die Ursachen der Polizeigewalt gegenüber Schwarzen zu vielschichtig. Doch wenn sich die amerikanische Gesellschaft und die Politik nicht sofort und umfassend mit dem Thema Rassismus auseinandersetzen, wird sich die Gewaltspirale schneller drehen. Eines stimmt hoffnungsfroh: Namhafte Politiker wie Paul Ryan und Newt Gingrich äussern nun Verständnis dafür, dass Schwarze sich von der Polizei diskriminiert fühlen. Sollte sich der Republikaner Donald Trump mit seiner reisserischen Rhetorik bei der Präsidentschaftswahl im November durchsetzen, würde diese Hoffnung aber schnell verpuffen. (at.)

Frühfranzösisch

Der Bundesrat lädt die Sprachenfrage unnötig auf

Der Bundesrat will den Deutschschweizern vorschreiben, dass sie Französisch in der Primarschule lehren müssen - und die Welschen Deutsch. Damit stilisiert Kulturminister Alain Berset die Fremdsprachenfrage unnötigerweise zu einer Grundsatzfrage hoch, an der angeblich der Zusammenhalt unseres Landes hängt. Das ist masslos übertrieben. Die Autobahn 1 und der Schnellzug von St. Gallen nach Genf sind wichtiger für die nationale Kohäsion als die Verteilung des Fremdsprachenunterrichts über die Schuljahre. Denn: Niemand in der Deutschschweiz will das Französisch aus den Schulen verbannen - selbst die Thurgauer nicht. Es ist unbestritten wertvoll, dass unsere Kinder eine zweite Landessprache lernen. Daran wollen auch die in einigen Kantonen eingereichten Initiativen nicht rütteln, die nun in Bundesbern für Hektik sorgen. Es geht lediglich darum, ob zwingend Französisch und Englisch schon auf Primarstufe unterrichtet werden müssen. Oder ob es nicht sinnvoller wäre, zuerst das eine intensiv zu lernen und dann das andere ebenso intensiv in der Oberstufe. Das ist eine rein pädagogische Diskussion, keine politische. Diese zu führen, ist Sache der Kantone. Sie haben die Bildungshoheit, nicht der Bund. (rd.)

Grossbritannien

Und wer räumt auf? Eine Frau

Der Beschluss, aus der EU auszutreten, hat in Grossbritannien zu Unsicherheit geführt - und zu einer bemerkenswerten Ausdünnung beim männlichen politischen Personal. Ob für oder wider den Brexit, die wichtigen Figuren sind entweder kläglich untergegangen oder davongerannt. Das Land wird künftig, so viel steht fest, von einer Frau geführt. Theresa May oder Andrea Leadsom werden ab Herbst aufräumen müssen. So wie das Ende der siebziger Jahre schon Margaret Thatcher in dem von Streiks gelähmten Land tat. Auch in den USA, wo der politische Scherbenhaufen schon vier Monate vor dem Urnengang angerichtet ist, hofft die halbe Welt, eine Frau werde ihn kitten. Männer halten grosse Reden. Wenn es schiefgeht, räumen Frauen auf. (tis.)

Chappatte

Segregation 2016



Der externe Standpunkt

Roger Federer hat einen Coach – wieso haben Arbeitslose keinen?

Weiterbildungskurse für Arbeitslose sind oft nutzlos, denn sie setzen nicht beim Problem an. Ein Coach ist erfolgreicher und am Ende auch noch wirtschaftlicher, **schreibt Robert Wegener**

Wer seine Stelle verliert, dem stehen bald die Weiterbildungskursen Regionaler Arbeitsvermittlungszentren bevor: sich in Selbstmarketing üben, Tabellen mit Excel erstellen, Lebensläufe verfassen. Für einige Arbeitslose mag das hilfreich sein. In vielen Fällen sind die Kurse aber nutzlos, manchmal sogar kontraproduktiv, von gewissen Beschäftigungsprogrammen ganz zu schweigen. Wieso? Weil solche Massnahmen nicht am Kern des Problems ansetzen.

Wenn ein Erwerbsloser sich wieder beruflich integrieren will, muss er das in Einklang mit seinen Fähigkeiten, Neigungen, Stärken und Wünschen tun. Allerdings werden nicht selten genau jene Menschen erwerbslos, die gar nie die Chance hatten, sich ihrem Potenzial entsprechend zu entfalten. Mit anderen Worten: Sie konnten in ihrem Leben nicht dem nachgehen, was sie beruflich wirklich erreichen wollen. Die Kurse für Erwerbslose bringen solche Menschen wieder ins selbe Fahrwasser. Und der Staat gibt viel Geld aus, um den Betroffenen etwas beizubringen, was sie erstens nicht wollen und zweitens nicht brauchen.

Warum - und das ist nun ein realer Fall - zwingt man einen Erwerbslosen, der sich beruflich umorientieren muss und gerne Buschauffeur werden möchte, einen teuren Kurs in Selbstmarketing zu absolvieren, obschon er das gar nicht will und auch den Nutzen dafür nicht erkennt?

Dabei wäre die Lösung einfach. Für Führungskräfte und Spitzensportlerinnen ist es ganz normal, die Hilfe eines professionellen Coachs in Anspruch zu nehmen. Denn ein Coach arbeitet nicht mit den Schwächen seines Kunden, sondern mit den Stärken. Und wer Erfolg haben will, setzt immer auf seine Stärken. Die Arbeit an Schwächen ist verlorene Zeit. Wenn sich also Roger Federer einen Coach nimmt, um sein Offensivspiel weiter zu verbessern und so seine Leistung zu steigern, wieso soll dann nicht auch ein Arbeitsloser einen Coach erhalten? Der Wie-

derestieg ins Arbeitsleben ist für solche Menschen eine enorme Herausforderung, durchaus vergleichbar mit der Wettkampfsituation für Spitzensportler. Und für besondere Herausforderungen braucht es besondere Unterstützung.

Ein Coach unterstützt die Menschen in ihrer Selbststeuerung. Was heisst das? Im Fall von Erwerbslosen findet er etwa heraus, wo der betroffene Mensch in seinem Leben steht. Er klärt ab, ob es möglicherweise weitere Lebensbereiche gibt, die im Ungleichgewicht sind und einen negativen Einfluss auf die berufliche Wiedereingliederung haben. Und er prüft, wo die Stärken und Kompetenzen der Betroffenen liegen und wo ein beruflicher Wiedereinstieg am meisten Sinn ergibt und auch möglich ist. Erst wenn dies geklärt ist, sucht er eine Weiterbildung. Coaching, das bedeutet, passgenau Lösungen zu finden.

Statt die Erwerbslosen also dazu zu drängen, sich wahllos auf Stellen zu bewerben

oder um der Integration willen irgendwelche Jobs anzunehmen, die nicht ihren Neigungen und Talenten entsprechen, ist es gescheiter, nach einem passenden, damit auch motivierenden und gleichzeitig realistischen Beruf zu suchen.

Dass dieses System funktioniert, zeigt der Coach Werner Studer im zürcherischen Effretikon, der bereits 380 Erwerbslose und Sozialhilfeempfängerinnen begleitet hat, bei einer Erfolgsquote von etwa 65 Prozent. Er hat bei seiner Arbeit die volle Unterstützung der Sozialbehörden, die diese Coachings aus Überzeugung bezahlen. Studer geht unkonventionell vor. Er schreibt sogar die Mehrheit der Bewerbungsschreiben für seine Kunden und Kundinnen selber und deklariert dies auch. Die Arbeitgeber haben keine Probleme damit, weil sie wissen, dass ein Gärtner oder ein Buschauffeur sich nicht durch das Verfassen von solchen Texten qualifiziert, sondern durch seine praktischen Kompetenzen in seinem beruflichen Feld.

Der deutsche Wissenschaftler und Organisationspsychologe Matthias Schmidt hat in einer grossangelegten Forschungsarbeit nachweisen können, dass solche Coaching-Programme im Vergleich zu anderen Massnahmen der Arbeitsintegration zu deutlich besseren Ergebnissen führen, und zwar sowohl auf Ebene der Arbeitsintegration als auch bei der psychischen Befindlichkeit von Arbeitslosen: Die Depressivität nimmt ab, das psychische Wohlbefinden der Betroffenen verbessert sich.

Coaching in der Arbeitsintegration rechnet sich darum auch volkswirtschaftlich. Es ist eine Win-win-Situation für alle Beteiligten. Leider hapert es am politischen Willen, entsprechende Massnahmen breitflächig anzubieten. Es ist schwer zu verstehen. Denn wieso, bitte schön, sollten Arbeitssuchende oder Sozialhilfeempfänger, die in einer fast ausweglos erscheinenden Situation eine erfolgreiche Lösung finden müssen, nicht mit professionellen Coachs zusammenarbeiten dürfen?

Robert Wegener



Robert Wegener, 39, arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Beratung, Coaching und Sozialmanagement der Hochschule für Soziale Arbeit Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Das wissenschaftliche Interesse des Dozenten, Forschers und Autors gilt der Methode des Coachings in der sozialen Arbeit.